

Christian Proß

Die Spur des Gifts

Die Einwohner von Hessisch Lichtenau können ihr Trinkwasser nicht mehr trinken, es ist vergiftet. Das Gift stammt aus einer ehemaligen Munitionsfabrik im nahegelegenen Wald. Doch nicht nur Gift ist übriggeblieben, sondern auch eine verdrängte Vergangenheit. Die Munitionsfabrik war ein KZ-Außenlager. Lichtenauer Bürger haben die Spur der überlebenden Sklavenarbeiter aufgenommen und sie zu einem Treffen eingeladen: 110 ehemalige Sklavenarbeiter trafen sich vor zwei Wochen.

Hessisch Lichtenau — Urlaub im Märchenland von Frau Holle — so wirbt eine Broschüre des Fremdenverkehrsamtes. Zwischen Kassel und dem wunderschönen Meißnerbergland, wo Frau Holle einst ihre Federn schüttelte, liegt diese Kleinstadt, ein Ensemble perfekt renovierter Fachwerkhäuser mit einer gotischen Pfarrkirche. „Hier hat die Geschichte noch Zukunft“, heißt es in der Broschüre.

Dieser Satz hat für die Bewohner von Hessisch Lichtenau nun einen anderen Klang. Vor einigen Jahren wurden in Grund- und Trinkwasser erhöhte Konzentrationen von Nitrotoluol gemessen. Das Nitrotoluol stammt aus Rückständen der Sprengstoffproduktion im Krieg aus der im Wald versteckten Munitionsfabrik Hirschhagen. Die ökologische Bedrohung und die dunkle Vergangenheit waren zunächst zwei Dinge. Es bildete sich eine „Bürgerinitiative für giftfreies Trinkwasser“.

Ungefähr 6.000 Tonnen Sprengstoffabfälle liegen auf einer Halde mitten im Wald bei Hirschhagen, inzwischen überlagert vom Schleifschlamm einer heutigen Baufirma. Heute kostet der Liter Trinkwasser in Lichtenau fast eine Mark mehr als anderswo. Aber nicht deswegen ist die kleinstädtische Idylle zerbrochen. Zur selben Zeit erschien das Buch eines in Lichtenau ansässigen Lehrers: Dieter Vaupel dokumentierte die Geschichte des Außenkommandos Hessisch Lichtenau, das zum KZ Buchenwald gehörte. Ihm entstammten die „Arbeitskräfte“ für die Munitionsfabrik Hirschhagen. Vom Sommer 1944 bis zum März 1945 arbeiteten und starben etwa 1.000 jüdische Frauen aus Ungarn, die vom KZ Auschwitz „überstellt“ waren.

Wegen der rötlich-gelben Farbe von Haaren, Augen und Haut wurden die Arbeiterinnen und Arbeiter „Kanarienvögel“ genannt.

Im Wald neben dem Nachbarort Hirschhagen stand zwischen 1938 und 1945 eine der drei größten Munitionsfabriken des „Dritten Reiches“. In ihr arbeiteten ungefähr 8.000 Menschen, dienstverpflichtete Deutsche, Franzosen, Holländer, russische Kriegsgefangene und jüdische KZ-Häftlinge, gegen Kriegsende zur Hälfte Frauen. Jährlich wurden zu dieser Zeit etwa 29.170 Tonnen Trinitrotoluol (TNT) sowie 2.074 Tonnen Pikrin produziert und in Granaten, Minen und Bomben abgefüllt. Es wurde ohne ausreichende Entlüftung und Arbeitsschutzkleidung gearbeitet. Der Staub von TNT und Pikrin wurde eingeatmet und drang durch die Haut in den Körper ein. Haare, Augen und Haut nahmen eine rötlich-gelbe Farbe an. „Kanarienvögel“ wurden die Arbeiter und Arbeiterinnen im Dorf genannt.

TNT verursacht schwere Blutvergiftungen, Blausucht (Zyanose) mit Atemnot, Leberschäden, Ekzeme der Haut und Blasenkrebs. Es gab einen Betriebsarzt, Dr. Wust, „ein Sadist“, wie sich

die Frauen erinnern: „Da mußte man schon halb tot sein, bevor der einen krank schrieb.“ Viele Arbeiter starben an akuten Vergiftungen, an Lungen- und Lebererkrankungen. Etwa 200 kamen bei Arbeitsunfällen und Explosionen ums Leben.

Frau L. erinnert sich: „Am 23. Mai 1943 wurden wir von einer furchterlichen Detonation geweckt, eine riesige Flamme stand am dunklen Himmel. Vor Ort bot sich ein grausiges Bild: Betonhallen waren vom Erdboden verschwunden, Bäume entwurzelt, dort hing ein Fuß in den Ästen, überall lagen Körperteile verstreut...“

Die jüdischen Frauen waren im Sonderlager „Vereinshaus“ untergebracht, einem Außenkommando des KZ Buchenwald. Das Lager war mit Stacheldraht umzäunt und von SS-Mannschaften bewacht. Die etwa 1.000 ungarischen Jüdinnen waren in Auschwitz für den Arbeitseinsatz selektiert. Sie trugen zerrissene, dünne Kleider, ihnen wurden die Köpfe kahl geschoren, sie durften sich nicht waschen und mußten barfuß in Holzpanntöpfen gehen. Ihr Alltag: stundelange Zählappelle, Schikanen des Wachpersonals, Hunger. Wenige Monate nach ihrer Ankunft im Lager wurden 206 kranke Frauen zurück nach Auschwitz transportiert. Und das hieß immer: Gas. Von den Überlebenden starben viele nach der Evakuierung des Lagers im März 1945, einer der vielen Todesmärsche in Deutschland in den letzten Kriegstagen.

Dieter Vaupel, ein ortsansässiger Gesamtschullehrer, rekonstruierte das Schicksal dieser jüdischen Zwangsarbeiterinnen. Gegen den Widerstand offizieller Stellen recherchierte er in örtlichen Archiven, im Archiv des Auschwitz-Museums in Polen, befragte mit Hilfe seiner Schüler Zeitzeugen im In- und Ausland. Auf Gemeinde- und Vereinsversammlungen trug er die Ergebnisse seiner Arbeit vor. Die Reaktionen: Er bekam Drohanrufe. Wenn er nicht aufhöre, werde seiner Familie etwas passieren. Man behauptete, den Jüdinnen sei es gut gegangen in Hessisch Lichtenau. Schließlich seien sie vor der Vergasung gerettet worden.

Man versuchte den Lehrer zu zwingen, bestimmte Passagen aus dem Buch zu streichen, zum Beispiel die, daß es einen Galgen im Lager gegeben habe.

Vaupels Buch wurde in Lichtenau sorgfältig gelesen, auch von Gisela Höfert, einer Hausfrau aus Lichtenau. Ihre Mutter, Minna Schiffer, hatte in der Munitionsfabrik gearbeitet. Gisela Höfert begann zu begreifen, woran ihre Mutter krankte; sie begriff auch, warum ihre Kinder so häufig an Ekzemen und Asthma zu leiden hatten. Sie engagierte sich in der „Bürgerinitiative für giftfreies Trinkwasser“. Aber das Schicksal ihrer Mutter ließ ihr keine Ruhe. Sie begann ehemalige Dienstverpflichtete aus den umliegenden Ortschaften anzusprechen. Ein erstes Treffen fand im Juni dieses Jahres statt.

Berichte über die Munitionsfabrik Hirschhagen wurden gesammelt und in einer Broschüre zusammengestellt. Ein zweites, größeres Treffen wurde vorbereitet. Mit Hilfe des Lehrers Dieter Vaupel und Jürgen Jessen von der örtlichen Friedensinitiative, Studienrat an einer berufsbildenden

Schule, ermittelte Gisela Höfert die Adressen Hunderte ehemaliger Dienstverpflichteter und Zwangsarbeiter in Deutschland, Frankreich, Holland und Ungarn.

Auch ein Gedenkstein sollte errichtet werden. Mit bürokratischem Einfallsreichtum versuchte der Bürgermeister Ingo Geisler (CDU) alles zu verschleiern. Angeblich könnte kein geeigneter Stein gefunden werden. Dann erschien es unmöglich, den ehemaligen jüdischen Zwangsarbeiterinnen aus Ungarn Fahrkarten zuzusenden. Schließlich hätten sie die womöglich dort nur eingesteckt und wären dann gar nicht gekommen. Es mußte erst das Auswärtige Amt in Bonn eingeschaltet werden und alles den Dienstweg über — zig Instanzen gehen.

Noch während des Treffens drohte alles an der mangelnden und halbherzigen technischen Organisation der Stadtverwaltung zu scheitern. Während dieser drei Tage veränderte sich abrupt das Verhalten von Bürgermeister und Kommunalpolitikern aus Stadt- und Kreisrat. Sie stiegen aufs Podium, begrüßten die Gäste, hielten Dankesreden und legten Kränze nieder bei einer Gedenkfeier vor den Massengräbern. Nun waren auch sie betroffen, lautstark betroffen. Dennoch: Ihre unbefohlenen, teils phrasenhaften, teils verlegenen Worte angesichts der überlebenden Opfer zeigten auch wirkliche Bewegung. Der 33jährige sozialdemokratische Stadtverordnetenvorsteher beteuerte bei seiner Ansprache auf dem Friedhof, er könne das, was damals geschehen sei, „nicht verstehen“, es sei „unfaßbar“.

Zu den Worten „mißhandelt“ und „ermordet“ wollte sich der Bürgermeister nicht durchringen.

Der jung-dynamische Bürgermeister bekundete erleichtert, daß offenbar nicht Haß und Rache die hier Versammelten bewegten. Er bedankte sich bei den Frauen aus Ungarn, daß sie ihm persönlich seine Unsicherheit genommen hätten. „Wir wußten nicht, was auf uns zukommen würde... Sie sind uns freundschaftlich begegnet, obwohl wir Angehörige des Volkes sind, das die Ungarn in so unerträglicher Weise mißhandelt hat.“ Zu den Worten „mißhandelt“ und „ermordet“ mochte er sich jedoch nicht durchringen.

Am ersten Vormittag des Treffens wurde berichtet. Die ehemaligen Häftlinge erzählten. Eine Frau aus Ungarn verließ, bevor sie noch zu Wort kam, weinend den Saal. Von einer Schülerin wurde die Aussage einer jüdischen Zwangsarbeiterin verlesen. Die Dieter Vaupel aus dem Yad Vashem Archiv in Jerusalem erhalten hatte. Auf Druck der Stadtverwaltung war noch eine Passage aus diesem Bericht weggeschwärzt worden und durfte nicht verlesen werden, da es dafür „keine Beweise“ gebe. Es handelte sich um einen Fluchtversuch zweier Frauen aus dem Lager „Vereinshaus“. „Der Morgen kam. Die SS hatte die zwei Flüchtlinge gefaßt. Wir mußten dastehen und zusehen, wie die zwei Mädchen ihre eigenen Gräber gruben, dann erschossen wurden, und wir mußten sie begraben.“ Eine der anwesenden Ungarinnen bestätigte dies hinterher in einem Gespräch. Dieter Vaupel konfrontierte bei dieser Gelegenheit einen seiner Widersacher aus der Gemeinde mit ihr.

Er hatte behauptet, daß die jüdischen Zwangsarbeiterinnen von Verwandten aus Ungarn besucht worden seien. Er könne sie jetzt fragen, wo ihre Verwandten geblieben seien... Der Mann verdrückte sich daraufhin.

Die deutschen Frauen unter den ehemaligen Dienstverpflichteten waren durch die Berichte sichtlich irritiert. Ihnen war es nicht so schlecht gegangen wie den Jüdinnen. „Wir durften doch nicht mit denen sprechen. Draußen durften wir nichts über das Werk erzählen. Wir mußten den Mund halten, sonst wären wir selber ins KZ gekommen.“

Erschreckend sichtbar war auch noch 40 Jahre danach der Unterschied im Aussehen zwischen den deutschen Zwangsverpflichteten und den fünf Ungarinnen. Sie sind für immer gezeichnet. Einer von ihnen haben SS-Männer in Auschwitz die Augen kaputt geschlagen. Sie ist fast blind. Eine andere leidet unter einer schweren geschwürartigen Darmerkrankung, die meisten an Hautekzemen, chronischer Bronchitis und chronischer Kehlkopfentzündung als Folge der Vergiftung mit TNT und Pikrinsäure. Entschädigung haben sie nicht bekommen, da sie in Ungarn leben.

Von den fünf Millionen Mark, die die Deutsche Bank jetzt an die ehemaligen Zwangsarbeiter des Flick-Konzerns zahlen wird, sollen die Frauen aus Ungarn je etwa 3.000 DM bekommen. Denn das Werk gehörte der Dynamit Nobel AG, die nach dem Krieg vom Flick-Konzern übernommen wurde.

Frau Méth aus Budapest erzählt: „Die Franzosen im Werk haben uns sehr geholfen, sie haben uns heimlich Essen zugesteckt. Ein deutscher Werksapotheker hat uns das Leben gerettet. Kurz vor Kriegsende sollten wir mit Giftspritzen getötet werden. Er hat die Giftampullen beiseite geschafft und der SS als verloren gemeldet. Wir suchen heute diesen Mann und wollen uns bei ihm bedanken. Die dortige Bevölkerung hat uns gesehen, wenn wir unter Bewachung vom Lager ins Werk geführt wurden. Die deutschen Frauen im Werk hatten Angst, sie haben sich von uns ferngehalten.“ Am ersten Abend des jetzigen Treffens im Bürgerhaus von Hessisch Lichtenau umarmte sie eine große, blonde Frau, eine ehemalige Vorarbeiterin, und küßte sie auf Hände und Wangen. „Das war zu viel“, sagt Frau Méth. Aber sie ist froh, daß sie gekommen ist. „Nach dem Krieg haben wir nie geglaubt, daß so etwas wie dieses Treffen in Deutschland jemals möglich sein würde.“

Betriebsbesichtigung

Dann am Nachmittag: Die Stadtverwaltung hat drei Busse zur Verfügung gestellt. Die „Ehemaligen“ fahren nach Hirschhagen zu den Ruinen der Munitionsfabrik. Wie die riesigen Reste einer Totenstadt stehen die Munitionsbunker und Werkshallen im dunklen Wald verstreut. Einige sind zerstört, einige sind unverändert. In kleineren Gebäuden haben sich Ortsansässige wohllich eingerichtet, die Betonmauern weiß gestrichen, neue Fenster eingesetzt und einen sauberen Garten angelegt. Den Grund und Boden und